

**Redigiert erschienen unter dem Titel „Heute Hiwi, morgen Abteilungsleiter“ in der FAZ, Ressort Beruf und Chance, Campus, 12./13. Juli 2008**

## **Heute Hiwi, morgen Abteilungsleiter**

Ein Hiwi-Job kann sich oft als entscheidendes Sprungbrett für die Karriere nach der Uni erweisen. Allerdings muss man sich ihn sich leisten können.

Den Hiwi gibt es in verschiedensten Ausführungen, je nach Arbeitsgebiet. In der Welt der Universitäten findet man zum Beispiel den Bibliotheks-Hiwi, den Labor- oder den Verwaltungs-Hiwi. Das klassische Exemplar aber ist der Lehrstuhl-Hiwi. Auch er hat entsprechend der Fakultäts- und Professor-Zugehörigkeit unterschiedliche Aufgaben. Die meisten allerdings haben irgendwie mit Kopieren und Büchersuchen zu tun.

Politisch korrekt heißt der Hiwi „studentischer Beschäftigter“, denn der Begriff „Hiwi“ leitet sich von Hilfwilliger ab. Eine Bezeichnung für die während des Zweiten Weltkrieges von der deutschen Wehrmacht rekrutierten Hilfskräfte, die aus den Reihen der Bevölkerung der damals besetzten Gebiete kamen. Auch heute noch bezeichnet man jemanden als Hiwi, der für vergleichsweise niedrig qualifizierte Tätigkeiten eingeteilt sei, lässt sich bei Wikipedia lesen.

Auf den universitären Hiwi trifft das allerdings nicht zu, von dem es etwa 100 000 Exemplare in Deutschland gibt. Ganz im Gegenteil, unter den Studenten ist der Hiwi ein privilegiertes Wesen. Er sieht zwar aus wie andere Studenten. Hausarbeiten und Prüfungen muss er genauso absolvieren wie seine Kommilitonen und sich ebenfalls am Kaffeeautomaten anstellen. Jedoch er ist nicht nur Student, sondern gehört gleichzeitig zu der Sphäre der Lehrenden, also zur Wissenschaft. Zu denen, die ein Büro mit Computer und Drucker haben, Zugang zum Teekocher und oft sogar zum Pulvercapuccino der Lehrstuhl-Sekretärin. Ein Hiwi kommt nicht in die Bibliothek, um die wichtigsten Bücher möglichst so nah an sich ranzurücken, damit niemand anders sie wegnehmen kann. Nein, der Hiwi hat das nicht nötig. Er trägt sie einfach stapelweise hinaus. Oft gesehen ist er auch am Kopierer, 40 Minuten sind keine Seltenheit. Ein Hiwi beherrscht deswegen nicht nur streifenfreies Kopieren, sondern hat ebenfalls die Möglichkeit bei den wiederholt auftretenden Papierstaus und Tintenausfällen beträchtlich seine technischen Fähigkeiten zu erweitern.

Es ist die perfekte Nebentätigkeit für einen Studenten, findet Katja Guske, ehemalige studentische Hilfskraft an der sozialwissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Abgesehen davon, dass man Geld verdienen, die Infrastruktur von Bibliotheksausweis bis zum Kugelschreiber mitnutzen und sich seine Zeit frei einteilen könne, bestehe der Vorteil im vor allem darin, dass man eine intensive Verbindung zur Fakultät und zum Fach bekomme. „Als Hiwi kommt man aus der Anonymität raus“, sagt die 26-Jährige. Man lerne den Professor und die Dozenten kennen, wochenlanges Warten auf die Sprechstunde ist nicht mehr nötig. „Man wird ein bisschen mehr Individuum an der Uni“, meint Guske. Nicht nur für ihre Studentenzeit war aber der Lehrstuhl-Hilfsjob vorteilhaft. Durch ihn hat sie auch ihre jetzige Stelle bekommen. „Katja, wir finden schon was für Dich“, sagte ein Assistent zu ihr, als ihr Uni-Abschluss absehbar war. Seit Mitte September ist sie nun wissenschaftliche Mitarbeiterin und an der theologischen Fakultät der Humboldt-Universität, promoviert über die Evangelikalen in Deutschland und hat selbst zwei Hiwis zur Verfügung. „Der Hiwi-Job befördert auf jeden Fall die Karriere“, ist sie überzeugt. Das ist selbst der Fall, wenn sie nicht wissenschaftlich sein soll. Julian Matthes hat an der gleichen Universität als Hiwi gearbeitet, an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Ihm war klar, dass er nicht eine Universitätslaufbahn einschlagen wollte. Er sah seine Stelle als

Assistent des Professors in seiner Funktion als Auslandsbeauftragter eher als Training für die Zeit nach dem Studium. „Ich wollte vor allem etwas aus dem Studentenleben raus“, erzählt er. Im Sinne seines Studiums fachlich habe er dabei nicht gearbeitet, aber durch die Bindung an den Professor einiges am Lehrstuhl mitbekommen. Insbesondere ein Netzwerk zu den richtigen Leuten. Den Kontakt für sein Praktikum nach seinem Diplom im März bei PricewaterhouseCoopers hat ein Professor am Institut vermittelt. Er wurde auf ihn durch Matthes‘ Arbeit am Lehrstuhl seines Kollegen aufmerksam.

Sind dies Einzelfälle? Oder kann es heißen: heute Hiwi, morgen Abteilungsleiter? „Eine Garantie ist ein Hiwi-Job natürlich nicht. Aber wenn man kein Hiwi war, ist es für die Karriere sicher eher schädlich“, sagt Professor Thomas Gries, Leiter des Lehrstuhls für Textilmaschinenbau und des Instituts für Textiltechnik an der RWTH Aachen. 100 Hiwi-Stellen gibt es an seinem Institut, unter anderem auf Grund der geworbenen Drittmittel-Projekte. Die Studenten, die an Aufträgen für Unternehmen beteiligt sind, bekommen über sie oft erste Kontakte zu möglichen späteren Arbeitgebern. Gute Hiwis werden zudem von ihm und seinen Kollegen Schlüsselkunden empfohlen, berichtet Gries. Außerdem sei ein solcher studentischer Job ein Sprungbrett zum wissenschaftlichen Mitarbeiter, von denen nach der Promotion viele in führende Positionen in der Wirtschaft wechseln würden.

„Der Hiwi-Job ist eben kein normaler studentischer Nebenjob“, sagt Julian Matthes, der vor seiner Tätigkeit an der Humboldt-Universität in einer Bäckerei und mit Schwerstbehinderten gearbeitet hat. Sehr vorteilhaft sei, dass man als Hiwi am Lehrstuhl lerne mit hierarchisch höher stehenden Personen umzugehen. Das habe er so nicht bei seinem Praktikum bei der Deutschen Bahn kennen gelernt, bei der er jetzt auch seine Diplomarbeit schreibt. Dort sei das unmittelbare Arbeitsumfeld viel flacher organisiert gewesen. Als Hiwi aber werde der Umgang mit gestandenen Persönlichkeiten wie Professoren normal. Etwas, dass ihm sicher für das eigene Auftreten auch in so manchem Vorstellungsgespräch genützt habe, meint Matthes. Negative Seiten des Hiwi-Daseins fallen dem 25-Jährigen kaum ein. Eventuell, dass man Praktika nach dem Studium nachholen müsse, die man in den Semesterferien nicht schaffen könnte. Das Gehalt zumindest sei mit knapp 11 Euro pro Stunde sehr gut.

Das findet er wohl mit Recht. Verglichen mit den 6 oder vielleicht 7 Euro für eine Kellneraktivität, wenn auch mit Trinkgeld, ist das Hiwi-Gehalt geradezu paradiesisch. Zumindest wenn man in Berlin arbeitet. Nur hier gibt es einen Tarifvertrag für die studentischen Beschäftigten. Mindestlöhne gibt es bundesweit für Hiwis nicht, nach einer Richtlinie von 1993 nur Höchstgrenzen von damals 16 DM an den Universitäten und 11 DM an den Fachhochschulen. Warum die Arbeit an Fachhochschulen weniger wert sein solle als an Universitäten, ist für Christian Osinga von der Tarifvertragsinitiative der studentischen Beschäftigten (Tarifini) dabei genauso wenig nachvollziehbar, wie die Ablehnung der Länder, sich auf einen angemessenen und einheitlichen Lohn zu einigen. Seit 2003 tritt Tarifini dafür ein, allerdings bis jetzt ohne Erfolg. „Es findet eine Zersplitterung statt und eine tarifliche Lösung ist nicht absehbar“, sagt Osinga. Zunehmend lägen die Unterschiede nicht nur zwischen den Bundesländern, sondern den einzelnen Hochschulen. An vielen Orten werde der Hiwi-Job als Einstiegsmöglichkeit in Netzwerke für die spätere Karriere so oft eine Option für nur wenige privilegierte Studenten. Insbesondere wenn die Verträge nur 10 oder 20 Stunden pro Monat umfassen. Tatsächlich haben Studien ergeben, dass die studentischen Beschäftigten vor allem aus höheren sozialen Schichten kommen. „So viel Selbstausbeutung muss man sich schließlich leisten können“, frotzelt Osinga.